

## „THE SPECIAL ONE“:

### Der rheinische Sprachraum und die Debatte um die ‚neuhochdeutsche‘ Monophthongierung

Von Jürgen Erich Schmidt

#### 1. Einleitung

In seiner Habilitationsschrift hat Theodor Frings, der als einer der Gründungsväter des Instituts für geschichtliche Landeskunde der Rheinlande (IGL) gilt, bereits 1916 durchblicken lassen, dass die „Geschichte des westgermanischen Lautsystems“ zu revidieren sei. Das, worum es bei dieser Ankündigung geht, wird nicht ausgeführt, sondern nur „nebenbei erwähnt“ und anschließend halb zurückgenommen. Zwei Jahrzehnte später wird es dann ganz zurückgenommen: „[E]s sei nur nebenbei erwähnt, dass z.B. die heutigen  $\bar{e}$ ,  $\bar{o}$ : und die aus ihnen entspringenden Varianten nicht auf eine Diphthongierungsstufe  $ie$ ,  $uo <$  wgm.  $\bar{e}$ ,  $\bar{o}$ , sondern unmittelbar auf die alten Längen zurückgehen [...]. Doch warten wir die in Verbindung mit dem Rheinischen Wörterbuch in Aussicht stehenden grammatischen Arbeiten ab [...]“<sup>1</sup>.

Wissenschaftshistorisch ist diese zunächst etwas vollmundige und dann gleich wieder spezialistisch verschleierte und später ganz zurückgenommene<sup>2</sup> Ankündigung deshalb bemerkenswert, weil sie Teil einer Debatte der sich gerade etabliert habenden Germanistik war, einer Debatte, die beim jetzigen Gründungsjubiläum des IGL wieder aufgeflammt ist. Bei dieser Debatte ging und geht es um die ‚Diphthongierungsstufe‘: Man suchte auf Lautebene Gemeinsamkeiten im entstehenden Deutsch. Da der Konsonantismus mit der unbezweifelbar regional gestaffelten zweiten Lautverschiebung hierfür keine Grundlage bot, meinte man sie im Vokalismus zu finden, und zwar in der althochdeutschen Diphthongierung, die allen althochdeutschen Dialekten, auch dem althochdeutschen Rheinischen, gemeinsam gewesen sein soll. Stefan Sonderegger hat das 2003 sehr schön auf den Punkt gebracht, indem er in dem angenommenen Diphthongierungsprozess einen „stetige[n], kontinuierlich durch die ahd. Zeit reichende[n] Einfluß [sieht], der zu sprachlichen Ausgleichen besonders im Lautsystem [...] führt“. Das Althochdeutsche sei damit „die sprachlich nachhaltige, große Voraussetzung und der eigentliche Wegbereiter der gewaltigen mittelhochdeutschen Literatur vom Sprachinstrumentarium her“ geworden<sup>3</sup>. Dem

---

<sup>1</sup> Theodor FRINGS, *Die rheinische Accentuierung. Vorstudie zu einer Grammatik der rheinischen Mundarten* (Deutsche Dialektgeographie 14), Marburg 1916, S. 2f.

<sup>2</sup> Vgl. Theodor FRINGS, *Germanisch  $\bar{o}$  und  $\bar{e}$* , in: *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur* 63 (1939), S. 1–116, hier S. 65f.

<sup>3</sup> Stefan SONDEREGGER, *Althochdeutsche Sprache und Literatur. Eine Einführung in das älteste Deutsch. Darstellung und Grammatik*, Berlin, New York<sup>3</sup>2003, S. 33.

entstehenden Deutsch wird hier eine lautliche Gemeinsamkeit zugeschrieben, die es von den anderen westgermanischen Sprachen unterscheidet. Wenn Frings dem Rheinischen 1916, im Ersten Weltkrieg also, die ‚Diphthongierungsstufe‘ abspricht, löst er es, sprachhistorisch gesehen, aus dem Zusammenhang der entstehenden Nationalsprache, was seine extrem vorsichtigen Formulierungen erklärt.

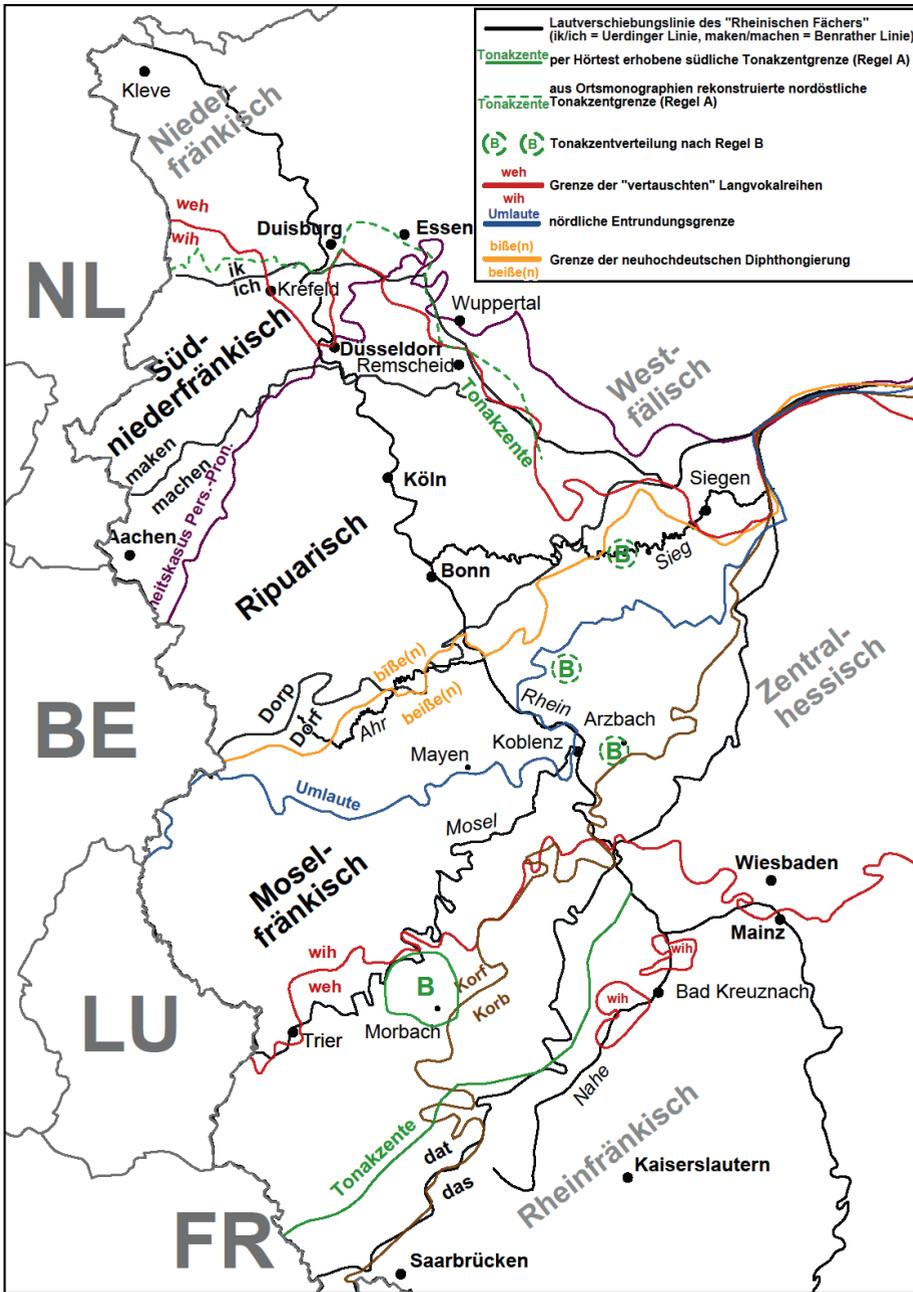
Heute können wir die Frage der Eigenständigkeit des Rheinischen bzw. seines Zusammenhangs mit anderen Dialektverbänden oder Einzelsprachen frei von sprachpolitischen Implikationen diskutieren. Ziel des vorliegenden Beitrags ist es, darzulegen, wie sich die sprachhistorische und sprachtypologische Einordnung des Rheinischen ein Jahrhundert nach der Gründung des IGL darstellt. Dabei wird zunächst über die Ergebnisse der einschlägigen quantitativen und perzeptionslinguistischen Studien aus dem letzten Jahrzehnt berichtet, sodann werden die beiden linguistisch bedeutsamsten Phänomene des Rheinischen herausgestellt, um abschließend auf die Frage zurückzukommen, ob der Vokalismus des Rheinischen aus dem althochdeutschen Vokalismus herzuleiten ist oder nicht. Dabei wird der von Thomas Klein in der Diskussion meines Beitrags zum IGL-Jubiläum angekündigte und inzwischen publizierte Debattenbeitrag in einem eigenen Teilkapitel diskutiert<sup>4</sup>.

## 2. Die veränderte Einordnung des rheinischen Sprachraums

Sprachhistorisch ist das Rheinische der westgermanischen Sprachgruppe zuzuordnen, wozu neben dem Hoch- und dem Niederdeutschen das Englische, das Friesische, das Niederländische und, nachdem ihm heute der Status einer eigenen Sprache zukommt, das Luxemburgische gehören. Nach dieser sprachhistorischen Einteilung erfolgte die Ausgliederung des hochdeutschen Sprachraums aus den germanischen Sprachen durch die zwischen 450 und ca. 760 n.Chr. durchgeführte zweite oder hochdeutsche Lautverschiebung der Konsonanten *p*, *t*, *k*. Dem Niederdeutschen, das die Lautverschiebung nicht mitgemacht hat – hier heißt es bis heute *pund* für *Pfund*, *water* für *Wasser* und *maken* für *machen* –, kommt hiernach der Status einer historisch selbständigen Sprache zu. Das Rheinische, das die Lautverschiebung partiell, genauer: gestaffelt (= ‚Rheinischer Fächer‘), durchgeführt hat, wurde dem hochdeutschen Sprachraum zugeordnet. In dieser traditionellen Einteilung bildet das als ‚Mittelfränkisch‘ bezeichnete Rheinische einen Dialektverband auf der vierten Hierarchieebene: Hochdeutsch > Mitteldeutsch > Westmitteldeutsch > Mittelfränkisch. Die Einordnung wurde bis ins vergangene Jahrzehnt kaum in Frage gestellt<sup>5</sup>. Geändert hatte sich ledig-

<sup>4</sup> Thomas KLEIN, Gab es eine mitteldeutsche Monophthongierung?, in: Sprachwissenschaft 46 (2021), S. 267–314.

<sup>5</sup> Die wichtigste Ausnahme stellt Robert BRUCH, Das Luxemburgische im westfränkischen Kreis (Publications littéraires et scientifiques du Ministère de l'Éducation Nationale 2), Luxemburg 1954, dar, der das Rheinische als Teil des Westfränkischen beschreibt.



Karte 1: Historisches Westdeutsch/Rheinisch<sup>6</sup>.

<sup>6</sup> Jürgen Erich SCHMIDT, Robert MÖLLER, Historisches Westdeutsch/Rheinisch (Moselfränkisch, Ripuarisch, Südniederfränkisch), in: Joachim HERRGEN, Jürgen Erich SCHMIDT (Hg.), Sprache und Raum. Ein internationales Handbuch der Sprachvariation. Bd. 4: Deutsch. Unter Mitarbeit von Hanna FISCHER und Brigitte GANSWINDT (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 30.4), Berlin, Boston 2019, S. 515–550, hier Karte 16.1.

lich der Stellenwert der Phänomene, die für die Subgliederung des Rheinischen (= fünfte Hierarchieebene) in das Moselfränkische, Ripuarische (Kölner Raum) und das Südniederfränkische (Übergangsraum zwischen dem Mittelfränkischen und dem Niederfränkischen) angesetzt wurden: Statt der Lautverschiebungslinien, die manchmal nur wenige Wörter betreffen (Südgrenze des Rheinischen: *dat, wat, et*; Nordgrenze (Ürdinger Linie): *ik, ok*), wurden typologisch und sprachstrukturell relevante Gegensätze wie die distinktiven Tonakzente oder Kasuszusammenfall herangezogen.

Erst 97 Jahre nach Frings hat Alfred Lameli, ebenfalls in einer Habilitationsschrift, die angekündigte Revision tatsächlich eingeleitet. Seine Gliederung der Dialekte des Deutschen stützt sich nicht auf einzelne sprachhistorisch oder sprachstrukturell bedeutsame Phänomene, sondern auf eine quantifizierende Neuauswertung der Wenker-Erhebung von 1880. Mit modernen biostatistischen Verfahren wird auf der Basis aller raumbildenden Differenzen die Ähnlichkeit (Similarität) der historischen Dialekte bestimmt. Das Ergebnis ist einem Phylogramm zu entnehmen, bei dem jeder feine Strich für den historischen Dialekt eines Landkreises der heutigen Bundesrepublik Deutschland steht und jedes Linienbündel für einen Dialektverband.

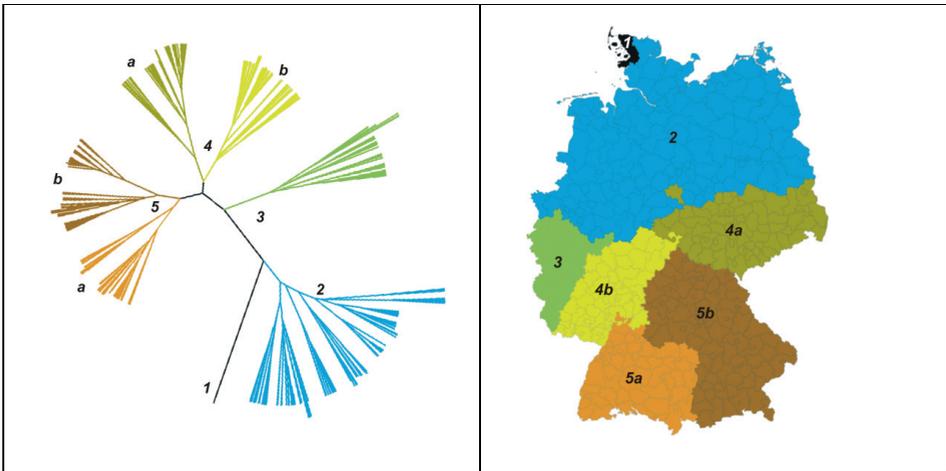


Abb. 1: Phylogramm der Similarität der deutschen Dialekte um 1880<sup>7</sup>.

Die Ähnlichkeit bzw. Unähnlichkeit der Dialekte ist hier als Abstand auf der Mittelachse visualisiert. Man sieht den deutlichen Abstand zwischen den niederdeutschen (blau = 2) und den mitteldeutschen (gelblich = 4) bzw. oberdeutschen (braun = 5) Dialektverbänden. Entscheidend für die hier diskutierte Frage sind der einzige 1880 noch nordfriesische Landkreis (schwarz = 1) und der rheinische Dialektverband (grün = 3). Das Friesische, sprachhistorisch eine eigene Sprache,

<sup>7</sup> Alfred LAMELI, Strukturen im Sprachraum, Analysen zur arealtypologischen Komplexität der Dialekte in Deutschland (Linguistik – Impulse & Tendenzen 54), Berlin, Boston 2013, S. 185f.

unterscheidet sich vom Niederdeutschen so klar wie das Rheinische von den hochdeutschen Dialektverbänden Oberdeutsch und Mitteldeutsch.

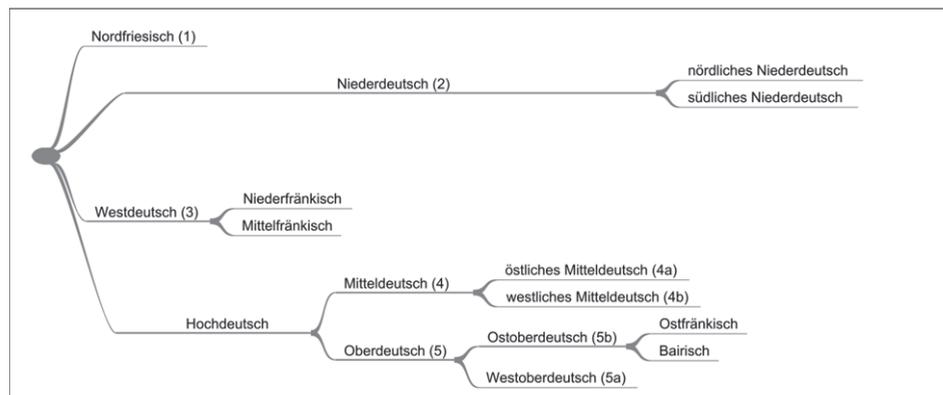


Abb. 2: Hierarchische Gliederung der deutschen Dialekte<sup>8</sup>.

Lameli zieht hieraus die Konsequenz, dass das Rheinische hierarchisch auf derselben Stufe wie die historischen Einzelsprachen Friesisch, Niederdeutsch und Hochdeutsch anzusetzen ist. Um diese gravierende Veränderung der Dialekteinteilung auch terminologisch deutlich zu machen, bezeichnet er es als ‚Westdeutsch‘. Ich selbst und Robert Möller sprechen von ‚historischem Westdeutsch‘ und kehren alternativ zur alten Bezeichnung ‚Rheinisch‘ zurück<sup>9</sup>.

Andere Studien aus dem letzten Jahrzehnt bestätigen die Neueinteilung, indem sie zeigen, dass zwischen dem Rheinischen und den im Süden benachbarten hochdeutschen Sprachregionen eine unerwartet scharfe und klare Grenze besteht. Für den Dialekt hat Robert Engsterhold<sup>10</sup> alle Lautkarten des zwischen 1978 und 1988 erhobenen ‚Mittelrheinischen Sprachatlases (MRhSA)‘<sup>11</sup> quantitativ ausgewertet und gezeigt, dass sich entgegen älterer Annahmen südlich der aus *dat/das*-Linie und Tonakzentgrenze gebildeten Hauptsprachgrenze zwischen dem moselfränkischen Rheinischen und dem rheinfränkischen Mitteldeutschen kein Übergangsgebiet nachweisen lässt. Überraschender noch ist ein Ergebnis für den entgegengesetzten Pol der rheinischen Regionalsprache. Christoph

<sup>8</sup> Nach LAMELI, Strukturen (wie Anm. 7), S. 193; Nummerierung der Dialektverbände nach Abb. 1 geändert.

<sup>9</sup> Jürgen Erich SCHMIDT, Historisches Westdeutsch und Hochdeutsch: Der Ein-Schritt-Wandel des Langvokalismus, in: Sprachwissenschaft 40 (2015), S. 235–288; SCHMIDT, MÖLLER, Rheinisch (wie Anm. 6).

<sup>10</sup> Robert ENGSTERHOLD, Sprachraumanalyse mit Hilfe einer phonetischen Ontologie, Diss. Marburg 2020, S. 88–90, <https://archiv.ub.uni-marburg.de/diss/z2020/0213/pdf/dre.pdf> (abgerufen am 06.03.2023).

<sup>11</sup> Günter BELLMANN, Joachim HERRGEN, Jürgen Erich SCHMIDT, Mittelrheinischer Sprachatlas (MRhSA). Unter Mitarbeit von Georg DRENDÄ und Heiko GIRNTH, 5 Bde., Tübingen 1994–2002.

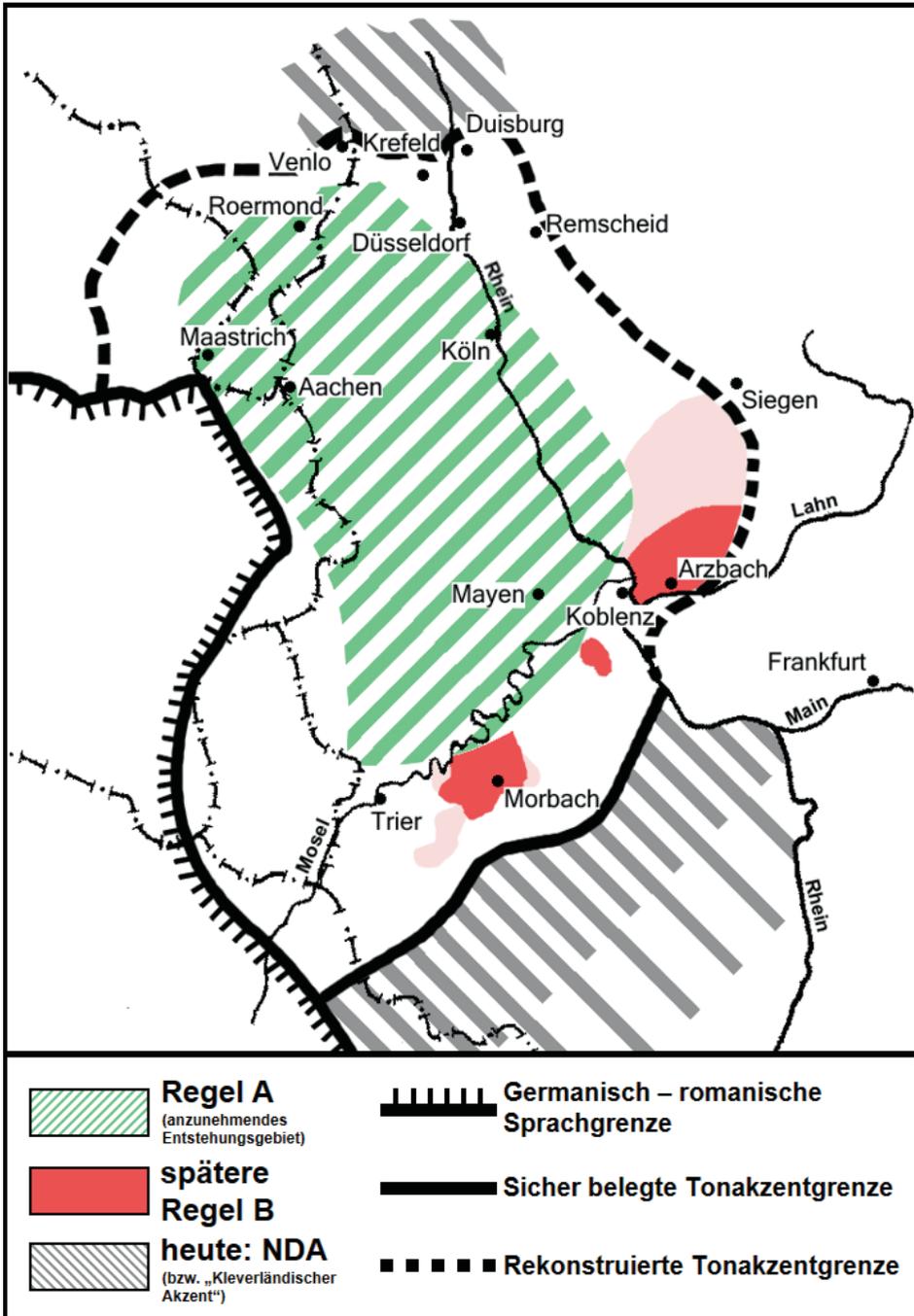
Purschke hat Hörtests mit standardnahen Sprachproben (vorgebliche Radiointerviews) durchgeführt, die von Hörerinnen und Hörern der eigenen bzw. der benachbarten Regionalsprache zugeordnet werden sollten. Dabei wurden für die Südgrenze des Rheinischen mit 93–97 % die höchsten korrekten Zuordnungswerte ermittelt, die für den Regiolekt, die standardnächste Varietät einer deutschen Regionalsprache, bisher festgestellt werden konnten (Vergleichswerte: Obersächsisch – Thüringisch 42–57 % (= Zufallswerte); Ostfränkisch – Bairisch 73–96 %)<sup>12</sup>.

### 3. Die beiden wichtigsten sprachhistorischen und sprachtypologischen Besonderheiten

#### 3.1 Die Tonakzente

Die wichtigste Besonderheit des Rheinischen ist die ‚Rheinische Akzentuierung‘. Sprachtypologisch handelt es sich um Tonakzente, distinktive (bedeutungsunterscheidende) prosodische Einheiten, die Lexeme (Wörter) und grammatische Morpheme unterscheiden. Sie sind auf das Rheinland und die angrenzenden Gebiete der Niederlande, Belgiens und Luxemburgs beschränkt (vgl. Karte 2). Direkt Vergleichbares gibt es in Westeuropa nicht. Sprachtypologisch am ähnlichsten sind die Tonakzente des Schwedischen und Norwegischen sowie der dänische ‚stød‘, also prosodische Einheiten in nordgermanischen Sprachen. Von den viel bekannteren lexikalischen Tönen etwa des Chinesischen unterscheiden sich die rheinischen Tonakzente hauptsächlich dadurch, dass es nur zwei tonale Einheiten gibt (Tonakzent 1 und Tonakzent 2) und dass bei ihrer Produktion neben den tonalen Gegensätzen (‚Wortmelodie‘) auch Dauerunterschiede und Lautstärkeverlaufsunterschiede eine Rolle spielen. Im isoliert gesprochenen Wort unterscheiden sich die Tonakzente dadurch, dass bei Tonakzent 1 die Tonhöhe und die Lautstärke auf der betroffenen Silbe deutlich fallen und die Silbe kürzer ist (‚Halblänge‘). Bei Tonakzent 2 hingegen sind Tonhöhe und Lautstärke gleichbleibend oder zeigen einen (zweiten) Anstieg und die Silbe ist deutlich länger (‚Überlänge‘).

<sup>12</sup> Christoph PURSCHKE, Regionalsprache und Hörerurteil. Grundzüge einer perzeptiven Variationslinguistik (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte 149), Stuttgart 2011, S. 253 und 292f.; Milena GROPP, Regionalsprachliche Grenzen im Hörerurteil. Eine Perzeptionsstudie zum ostfränkisch-nordbairischen Übergangsbereich, Masterarbeit Marburg 2020, S. 87.



Karte 2: Der Tonakzentraum.

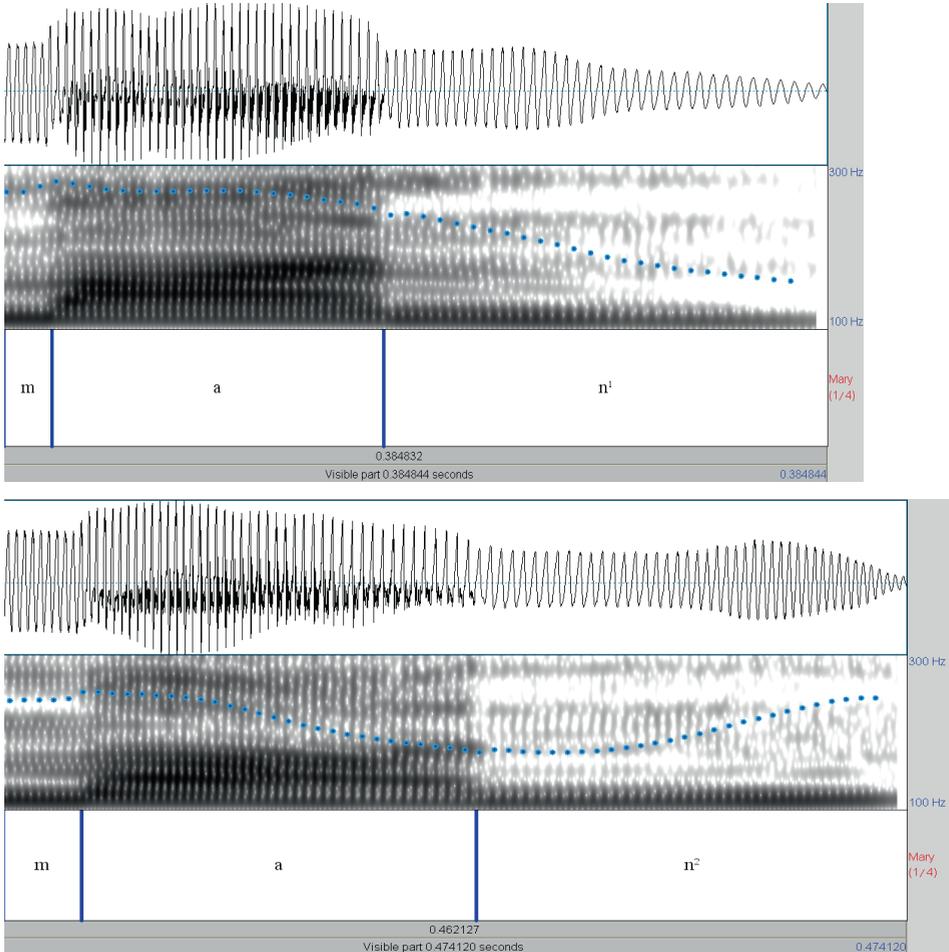


Abb. 3: Tonakzentverläufe im isolierten Wort<sup>13</sup>.

Beispiele für Tonakzentminimalpaare im Dialekt sind ripuarisch /sti:<sup>1</sup>f/ 'Wäschestärke' vs. /sti:<sup>2</sup>f/ 'steif (Adj.)' und /ri:<sup>1</sup>f/ 'Reibe' vs. /ri:<sup>2</sup>f/ 'Reif, gefrorener Tau' oder moselfränkisch /man<sup>1</sup>/ 'Korb, Mande' vs. /man<sup>2</sup>/ 'Mann' und /dau<sup>1</sup>f/ 'Taube' vs. /dau<sup>2</sup>f/ 'Taufe'. Beispiele für Tonakzentminimalpaare im standardnahen rheinischen Regiolekt sind /me:<sup>1</sup>v/ 'mehr' vs. /me:<sup>2</sup>v/ 'Meer' oder /rai<sup>1</sup>nɐ/ 'reiner' vs. /rai<sup>2</sup>nɐ/ 'Rainer'. Die rheinischen Tonakzente distinguieren neben Wörtern auch grammatische Morpheme wie /ʃda:<sup>1</sup>n/ 'Steine; Plural' vs. /ʃda:<sup>2</sup>n/ 'Stein; Singular' oder /əm hal<sup>1</sup>s/ 'im Hals; Dativ' vs. /deɪ hal<sup>2</sup>s/ 'der Hals; Nominativ'.

Dass die herausragende Bedeutung der Tonakzente für die sprachtypologische und sprachhistorische Einordnung des Rheinischen oft nur unzureichend

<sup>13</sup> SCHMIDT, MÖLLER, Rheinisch (wie Anm. 6), Abb. 16.3.

gewürdigt wird, hängt mit einem spezifischen Forschungsproblem zusammen: An der Tonakzentproduktion sind nicht nur mehrere prosodische Merkmale beteiligt. Die Tonakzentverläufe variieren zudem stark im Satzkontext, weil sich Intonationskonturen, expressive Prosodeme (Emotionsausdruck) und Tonakzente überlagern. Des Weiteren werden nördlich und südlich des Tonakzentraums wortprosodische Verläufe beobachtet, die den Tonakzenten ähneln, aber nicht bedeutungsunterscheidend sind (= NDA, Nichtdistinktiver Akzent). Versuche, innerhalb der stark variierenden Verläufe bestimmte Ausprägungen prosodischer Merkmale ausschließlich auditiv oder akustisch einem Tonakzent zuzuordnen, scheiterten und scheitern regelmäßig. Als Ergebnis misslungener Identifikationen prosodischer Konturen konnten und können dann Tonakzente weit außerhalb des Rheinlands angesetzt werden, Tonakzente anderen linguistischen Kategorien zugeordnet werden (z.B. Quantitäten, Expressemen) oder, umgekehrt, die Tonakzente für das Rheinland wegdiskutiert werden. Bezeichnend ist, dass in dem Forschungsbericht zu den ersten 140 Jahren der 1843 mit Hardt<sup>14</sup> beginnenden Tonakzentforschung eine Phase der „Verunklärung vorliegender Forschungsergebnisse“ angesetzt werden musste<sup>15</sup>. Ein Verfahren, mit dem Tonakzente sicher identifiziert werden können, hat der norwegische Forscher Martin Kloster Jensen bereits vor 60 Jahren entwickelt<sup>16</sup>. Mit Minimalpaaren, die segmentell-lautlich, nicht aber prosodisch identisch sind, wird untersucht, ob den Hörern und Hörerinnen der entsprechenden Varietäten eine Diskriminierung der Wortbedeutung möglich ist. Dieses Material ist dann die Basis für alle weiteren Untersuchungen.

Mit einem solchen Verfahren konnte ich die Tonakzentgrenze im Süden des Rheinischen bestimmen. Sie fällt weitgehend mit der *dat/das*-Linie zusammen. Da sich hierbei zeigte, dass sie dort liegt, wo ältere dialektgeographische Arbeiten einen prosodischen Gegensatz beschrieben hatten, der der historischen Zuordnungsregel (‚lexikalische Besetzung‘ der Tonakzente) entspricht, ließ sich die Tonakzentgrenze auch im Osten und Norden des Rheinischen rekonstruieren. Sie fällt mit den Grenzen des Rheinischen zusammen<sup>17</sup>. Die historisch-lexikalische Zuordnungsregel besagt, modern formuliert, dass alle dialektalen Entsprechungen altwestdeutscher Langvokale mit Mittel- oder Tiefzunge ‚spontaner‘ (= lautumgebungsunabhängigen) Tonakzent 1 aufweisen. Bei den Entsprechungen aller übrigen Vokale (und Diphthonge) tritt Tonakzent 1 kombinatorisch auf, und zwar nur dann, wenn dem Vokal eine ehemals stimmhafte Silbengrenze

<sup>14</sup> Mathias HARDT, Vocalismus der Sauer-mundart, in: Programm des Königlich-Großherzoglichen Progymnasiums zu Echternach, herausgegeben beim Schluß des Schuljahres 1842–43, Trier 1843, S. 1–29.

<sup>15</sup> Jürgen Erich SCHMIDT, Die mittelfränkischen Tonakzente (Rheinische Akzentuierung) (Mainzer Studien zur Sprach- und Volksforschung 8), Stuttgart 1986, S. 111–115.

<sup>16</sup> Martin KLOSTER JENSEN, Tonemicity. A technique for determining the phonemic status of suprasegmental patterns in pairs of lexical units, applied to a group of West Norwegian dialects, and to Faroese (Årbok for Universitetet i Bergen. Humanistisk serie 1961.1), Bergen, Oslo 1961.

<sup>17</sup> SCHMIDT, Tonakzente (wie Anm. 15), S. 241–244. Vgl. auch oben die Karten 1 und 2.

folgte. Diese Regel wird von Peter Wiesinger, der sie allerdings auf der Basis des mittelhochdeutschen Bezugssystems formulierte, als „Regel A“ bezeichnet<sup>18</sup>. Mit Distinktivitätstests konnte Björn Köhnlein beweisen, dass es im Süden und Osten des Moselfränkischen tatsächlich Dialekte gibt, in denen sich die Tonakzente umgekehrt im Lexikon verteilen<sup>19</sup>, was Adolf Bach 1921 zuerst beobachtet hatte („Regel B“)<sup>20</sup>. Bei einem Minimalpaar wie /ma:<sup>1</sup>t/ vs. /ma:<sup>2</sup>t/, bei dem das Wort mit Tonakzent 1 von Hörern und Hörerinnen aus dem Regel-A-Gebiet als ‘Made’ verstanden wird, wird es im Regel-B-Gebiet als ‘Markt’ dekodiert und umgekehrt. Auf der Basis derselben exakten Methode gelang es Alexander Werth schließlich, die linguistisch-kognitiven Grundlagen der rheinischen Akzentuierung zu klären<sup>21</sup>. Werth wechselte bei Tonakzentminimalpaaren einzelne akustische Parameter aus, veränderte sie systematisch und stellte fest, welche dieser Veränderungen bei Hörern und Hörerinnen ein Umschlagen der Wortbedeutung bewirken. Die wichtigsten Ergebnisse sind die folgenden: 1. Nur die Veränderungen der Grundfrequenz führt zu einem Umschlagen der Bedeutung. Perzeptionslinguistisch handelt es sich bei den Tonakzenten demnach um Toneme bzw. lexikalische (und morphologische) Töne. 2. Der verwirrenden Vielfalt der Merkmalsvariationen, die der Forschung über eine so lange Zeit so große Probleme bereitet hatten, liegt perzeptionslinguistisch ein recht einfaches Verarbeitungsschema zugrunde. In der Sprachverarbeitung wird der lange Silbenkern in zwei Teile, zwei echte Moren, aufgeteilt. Nur eine, im Regel-A-Gebiet die zweite, wird für die Dekodierung der Tonakzente herangezogen. Liegt die Tonhöhe bei dieser More über einer gewissen Schwelle, die wie ein Bandfilter wirkt, wird Tonakzent 2 wahrgenommen, sonst Tonakzent 1. Alle anderen prosodischen Informationen, die in anderen (nicht tonemischen) Sprachen ebenfalls vorhanden sind, also Fokus, Hervorhebung, Emotionsausdruck usw. werden auf der ersten More kodiert und dekodiert. Diese morenbasierte Analyse der Tonakzentvariation konnte inzwischen durch die Analyse der Artikulationsvorgänge mit Hilfe des Echtzeit-MRT bestätigt werden<sup>22</sup>. Das ‚Zusammenpressen‘ der prosodischen ‚Normalinformationen‘ auf der ersten More und die Notwendigkeit, in der zweiten More eine bestimmte Tonhöhe zu über- (= Tonakzent 2) oder unterschreiten

<sup>18</sup> Peter WIESINGER, *Phonetisch-phonologische Untersuchungen zur Vokalentwicklung in den deutschen Dialekten* (Studia Linguistica Germanica 2), 2 Bde., Berlin 1970, hier Bd. I, S. 62–67.

<sup>19</sup> Björn KÖHNLEIN, *Tonakzente im rechtsrheinischen Regelumkehrgebiet. Eine phonetisch-phonologische Analyse 84 Jahre nach Adolf Bachs Entdeckung*, Magisterarbeit Marburg 2005, S. 72f. und Björn KÖHNLEIN, *Rule reversal revisited. Synchrony and diachrony of tone and prosodic structure in the Franconian dialect of Arzbach*, Utrecht 2011.

<sup>20</sup> Adolf BACH, *Die Schärfung in der moselfränkischen Mundart von Arzbach*, in: *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur* 45 (1921), S. 266–290.

<sup>21</sup> Alexander WERTH, *Perzeptionsphonologische Grundlagen der Prosodie. Eine Analyse der mittelfränkischen Tonakzentdistinktion* (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte 143), Stuttgart 2011, S. 157–192.

<sup>22</sup> Mathias SCHARINGER, Jürgen Erich SCHMIDT, *Echtzeit-MRT in der Phonetik. Einblicke in Details der Artikulation*, in: *Sprachspuren. Berichte aus dem Deutschen Sprachatlas* 2(4) (2022), <https://doi.org/10.57712/20022-04> (abgerufen am 06.03.2023).

(= Tonakzent 1), führt zu schnellen mikroprosodischen Tonhöhenbewegungen, die das Rheinische von allen anderen deutschen Varietäten unterscheiden und von den Nichtrheinländern als ‚rheinisches Singen‘ wahrgenommen werden.

Die wichtigste Forschungsaufgabe, die einer Klärung durch exakte Methoden harret, ist die Erforschung der Silbentypen, bei denen die rheinischen Tonakzente auftreten: Sind sie auf lange Silbenkerne beschränkt (vorherrschende Forschungsmeinung) oder treten sie auch bei Kurzvokalen vor Obstruenten auf (wie man es für die südniederländischen und belgischen Dialekte ansetzt)? Treten die Tonakzente im Südniederfränkischen nur bei Einsilbern auf?

### 3.2 Die vertauschten Langvokalreihen

Während die rheinische Akzentuierung die gesamte Regionalsprache bis in die standardnächsten Sprechlagen durchzieht, sind die vertauschten Langvokalreihen auf den Dialekt beschränkt. Sprachhistorisch bilden sie neben den Tonakzenten und der im Raum gestaffelt durchgeführten zweiten Lautverschiebung die wichtigste und auffälligste Besonderheit des Rheinischen.

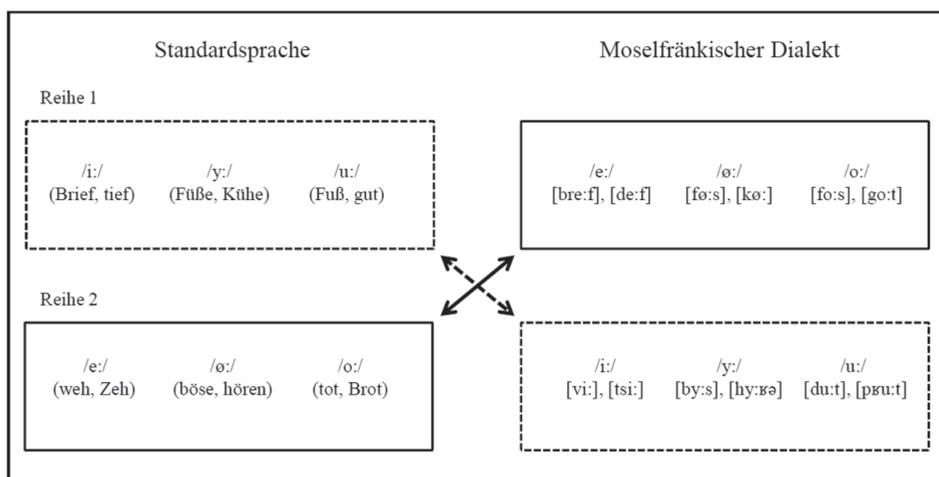


Abb. 4: Die vertauschten Langvokalreihen<sup>23</sup>.

Die beiden ‚obersten‘ Lautreihen, d.h. die Lautreihen mit den Hochzungenvokalen /i:/ - /y:/ - /u:/ und den Mittelzungenvokalen /e:/ - /ø:/ - /o:/, sind, was ihre Zuordnung zum Wortschatz angeht, im rheinischen Dialekt verglichen mit der Standardsprache und den südlich angrenzenden mitteldeutschen Dialekten vertauscht. Wie Abbildung 4 zu entnehmen ist, werden Wörter wie standardsprachlich *Brief, tief – Füße, Kühe – Fuß, gut* im rheinischen Dialekt mit /e:/ - /ø:/ - /o:/ (= Reihe 1) gesprochen, während umgekehrt Wörter wie standard-

<sup>23</sup> SCHMIDT, Ein-Schritt-Wandel (wie Anm. 9), Schema 1.

sprachlich *weh*, *Zeh* – böse, hören – tot, Brot mit /i:/ - /y:/ - /u:/ (Reihe 2) kodiert werden. Die Standardsprache und die rheinfränkischen Dialekte (Mitteldeutsch) verhalten sich hier gleich, mit dem Unterschied, dass der rheinfränkische Dialekt keine Vorderzungenvokale mit Lippenrundung (Umlaute) kennt.

In Karte 1 ist die /i:/-Aussprache des Wortes *weh* abgebildet, um die räumliche Erstreckung der Lautreihenvertauschung wiederzugeben: Im Norden fällt sie mit der Grenze des Rheinischen (= des Südniederfränkischen) zusammen. Im Süden liegt sie seit 1880 stabil im Bereich der Mosel<sup>24</sup>, wobei die *wih*-Inseln an der Nahe erkennen lassen, dass sie ursprünglich weiter südlich verlief.

Spannend ist dieses Phänomen einerseits sprachkognitiv: Ein Rheinländer, der zwischen seinem Dialekt und der Standardsprache (oder auch nur dem rheinischen Regiolekt bzw. der rheinischen Umgangssprache) umschaltet, muss fast alle Langvokale gegenläufig auswechseln. Etwas, das auf Laien wie dasselbe Wort wirken muss, z.B. /vi:/, hat dabei in derselben Regionalsprache zwei Bedeutungen: Im Regiolekt bedeutet es wie in der Standardsprache 'wie', im Dialekt jedoch 'weh'. Die Frage, wie es möglich ist, innerhalb einer Sprache Distinktionssysteme mit gegenläufigen Bedeutungszuordnungen handhaben zu können, harrt der psycholinguistischen Untersuchung.

Spannend ist das Phänomen andererseits sprachhistorisch. Dabei geht es zunächst um die bereits in der Einleitung erwähnte alte Frage, ob das Rheinische an der Entwicklung vokalischer Gemeinsamkeiten im entstehenden Deutschen beteiligt war. Brisant ist diese Frage heute wieder, weil, je nach Antwort, vermeintliches sprachhistorisches Grundlagenwissen der Germanistik obsolet wird, was die ehemals wichtig genommene ‚neuhochdeutsche Monophthongierung‘ zu einer Grammatiker-Erfindung herabstuft.

Worum ging es bei der erwähnten Debatte ursprünglich? Knapp ein Jahrhundert (1874–1970) hat die Germanistik darüber diskutiert, ob tatsächlich alle dem hochdeutschen Sprachraum zugerechneten Dialekte, also auch die rheinischen, an der althochdeutschen Diphthongierung teilgenommen haben oder nicht. In der althochdeutschen Diphthongierung sollen im 8. und 9. Jahrhundert die spät(west)germanischen Monophthonge \*ē<sub>2</sub> und \*ō in einem zeitlich und räumlich gestaffelten Prozess, der schließlich das gesamte Althochdeutsche umfasst habe, diphthongiert worden sein (altsächsisch *hēt* und gotisch *brōþar* entsprechen althochdeutsch *hiaz* 'hieβ' und *bruoder* 'Bruder'). Da das Neuhochdeutsche (Schriftsprache und die mitteldeutschen Dialekte) in den fraglichen Wörtern Monophthonge hat, muss diese Diphthongierung nach Meinung einer ganzen Reihe von Autoren später wieder zurückgenommen worden sein (= ‚neuhochdeutsche Monophthongierung‘). Da andererseits der Lautstand der rheinischen Dialekte jedoch bis heute mit dem für das Spätwestgermanische rekonstruierten Vokalismus übereinstimmt (z.B. moselfränkisch /he:¹s/ 'hieβ' und /bro:¹dv/

<sup>24</sup> Jürgen Erich SCHMIDT, Joachim HERRGEN, Sprachdynamik. Eine Einführung in die moderne Regionalsprachforschung (Grundlagen der Germanistik 49), Berlin 2011, S. 214–217.

‘Bruder’), gingen andere Autoren von einer lautlichen Kontinuität aus. Beide Positionen wurden prominent und etwa gleich häufig vertreten<sup>25</sup>.

Es ist kein Zufall, dass die sprachgeschichtliche Debatte um den Vokalismus des Deutschen vornehmlich am Rheinischen geführt wird. Wegen der ‚vertauschten Langvokalreihen‘ ist ein extremer Aufwand, d.h. die Annahme einer Vielzahl von Teilprozessen, erforderlich, um es aus einem Ausgangssystem mit ‚Diphthongierungsstufe‘, wie es das normalisierte Mittelhochdeutsche darstellt, herzuleiten: „Das Mittelfränkische ist der Teilraum des Mittelhochdeutschen, dessen geschriebene und gesprochene Sprache sich am stärksten vom ‚Normalmittelhochdeutschen‘ unterscheidet“<sup>26</sup>.

Peter Wiesinger, der schon 1970 meinte, das Problem prinzipiell gelöst zu haben<sup>27</sup>, legte 2008 eine Rekonstruktion der lautgeschichtlichen Prozesse vor, bei der er insgesamt zehn ‚Reihenschritte‘ benötigt, um die beiden dialektalen Langvokalreihen des Rheinischen kollisionsfrei (ohne Lautzusammenfall) aus dem spätwestgermanischen Vokalismus abzuleiten<sup>28</sup>. Bei spätwestgermanisch \*ē<sub>2</sub> und \*ō (Lautreihe 1) sind dabei neben der althochdeutschen Diphthongierung eine Hebung, eine Diphthongmodifikation, eine Remonophthongierung und schließlich eine Senkung erforderlich, um zum Ausgangslautstand zurückzukehren.

Ich selbst habe 2015 die Debatte wiedereröffnet, indem ich eine radikal vereinfachte Rekonstruktion vorgenommen habe<sup>29</sup>. Für das Rheinische (= historisches Westdeutsch) und das Althochdeutsche sind demnach unterschiedliche Ausgangssysteme anzusetzen, bei denen die Positionierung der fraglichen Langvokalreihen unterschiedlich war. Die unterschiedlichen Positionierungen sind, meiner Auffassung nach, in einem unspektakulären Lautwandelprozess entstanden, den wir bis heute in den deutschen Dialekten gut beobachten können und der für die Entstehung der übrigen westgermanischen Einzelsprachen als Normalfall angenommen wird. Entscheidend ist das Verhalten der zweiten Lautreihe, der Reihe, die in der Schrift- und Standardsprache die Vokale /i:/ - /y:/ - /u:/ hat (Beispielwörter: *tief*, *Füße*, *gut*). Nach allgemein akzeptierter Auffassung ist diese Lautreihe bei der Ausdifferenzierung der westgermanischen Einzelsprachen entstanden, als spätwestgermanisch \*ai und \*au in unterschiedlicher Weise monophthongiert wurden: So wurde spätwestgermanisch \*ai beispiels-

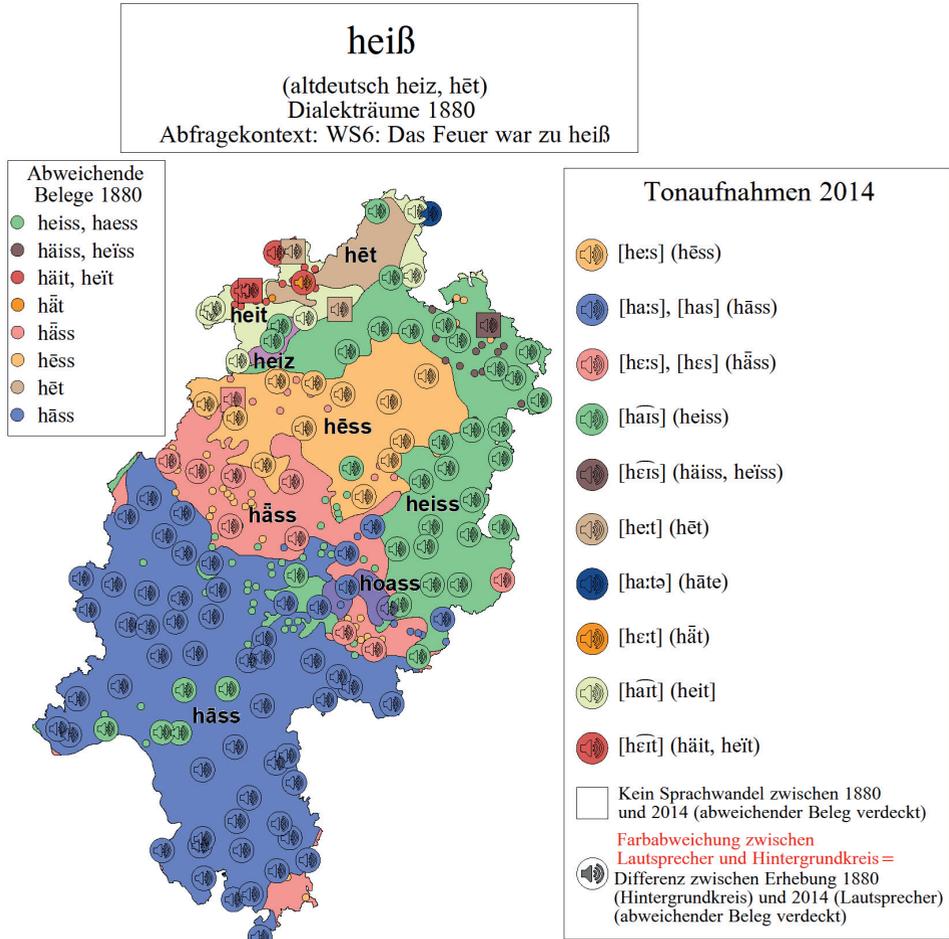
<sup>25</sup> Vgl. die Zusammenstellung in SCHMIDT, Ein-Schritt-Wandel (wie Anm. 9), S. 255.

<sup>26</sup> Thomas KLEIN, Rheinische und westfälische Sprachgeschichte bis 1300, in: Jürgen MACHA, Elmar NEUSS, Robert PETERS u.a. (Hg.), Rheinisch-Westfälische Sprachgeschichte (Niederdeutsche Studien 46), Köln, Weimar, Wien 2000, S. 3–48, hier S. 17.

<sup>27</sup> Vgl. WIESINGER, Phonetisch-phonologische Untersuchungen (wie Anm. 18), Bd. II, S. 41.

<sup>28</sup> Peter WIESINGER, Die „neuhochdeutsche Diphthongierung“ und weitere Diphthongierungen im Moselfränkischen, in: Peter ERNST, Franz PATOCKA (Hg.), Dialektgeographie der Zukunft. Akten des 2. Kongresses der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen (IGDD), Wien 20.–23. September 2006 (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte 135), Stuttgart 2008, S. 23–84.

<sup>29</sup> SCHMIDT, Ein-Schritt-Wandel (wie Anm. 9).



Karte 3: DHSa ‚heiß‘.

weise im Altsächsischen zu ē, im Altenglischen jedoch zu ȝ, und spätwestgermanisch \*au im Altsächsischen zu ȝ und im Altfriesischen aber zu ā<sup>30</sup>. Im Althochdeutschen und Altwestdeutschen hat nur ein Teil der Wörter diese Monophthongierung mitvollzogen (‚Spaltung‘ in der Lautumgebung vor *r*, *h*, *w* bzw. vor Obstruent). Die entscheidende Frage ist nun, welche Langvokale bei dieser Spaltung entstanden sind. Ich stelle in meiner Argumentation die Weiterentwicklung der von der gerade erörterten frühen Monophthongierung nicht betroffenen Wörter in den deutschen Dialekten heraus: In der Schrift- und Standardsprache liegen hier bis heute Diphthonge vor (*Stein, heiß, Kleid, ... – kaufen, Auge, Baum, ...*). In den deutschen Dialekten wurden sie jedoch meistens – viele Jahrhunderte nach der ersten Monophthongierung – ebenfalls monophthongiert. Bei dieser ‚Dialektmonophthongierung‘ sind wir nicht auf Rekonstruktionen

<sup>30</sup> Vgl. Stefan SONDEREGGER, Grundzüge deutscher Sprachgeschichte. Diachronie des Sprachsystems, Bd. I: Einführung – Genealogie – Konstanten, Berlin, New York 1979, S. 118.

oder die lautliche Interpretation früher Schreibungen angewiesen, sondern können uns auf empirische Daten stützen. Das Ergebnis soll an einer Karte aus dem entstehenden ‚Digitalen hessischen Sprachatlas‘ (DHSA) vorgeführt werden<sup>31</sup>.

Die Karte ‚heiß‘ zeigt als grüne Fläche mit eingestreuten dunkelbraunen Punkten, dass im extrem sprachkonservativen ost- und nordhessischen Sprachraum die Vokallautungen vorliegen, wie sie für das Spätwestgermanische (= [āɪ]) bzw. für das Alt- und Mittelhochdeutsche angesetzt werden (= [ēɪ]). Im Westen und Süden Hessens finden sich dann die Monophthonge, und zwar in klarer phonetischer Abstufung von [e:] (orange), über [ɛ:] (rosa) zu [a:] (blau). Dieselbe phonetische Abstufung der Monophthongqualitäten auf relativ engem Raum findet sich im moselfränkischen Rheinischen<sup>32</sup> und im Ostmitteldeutschen (Wenker-Erhebung).

Es gibt keinen Grund, der dazu zwingt anzunehmen, der überaus große althochdeutsche und altwestdeutsche Sprachraum hätte bei der frühen Monophthongierung nur eine einzige Lautqualität (Tiefzunge) der Vokalreihe aufgewiesen. Damit entfällt dann auch die Notwendigkeit zu Rekonstruktionen, in denen Lautreihen in einer Vielzahl von Reihenschritten aneinander vorbeigeführt werden. Vielmehr hatte die Monophthongreihe seit der Ausdifferenzierung der westgermanischen Einzelsprachen verschiedene Qualitäten: Im Althochdeutschen wurde sie mit relativ tiefer, im Altwestdeutschen mit relativ hoher Zunge artikuliert. Dies führte, wie Abbildung 5 zu entnehmen ist, zu einer unterschiedlichen Positionierung im Verhältnis zu der bereits vorhandenen Lautreihe mit westgermanisch \*ē<sub>2</sub> und \*ō:

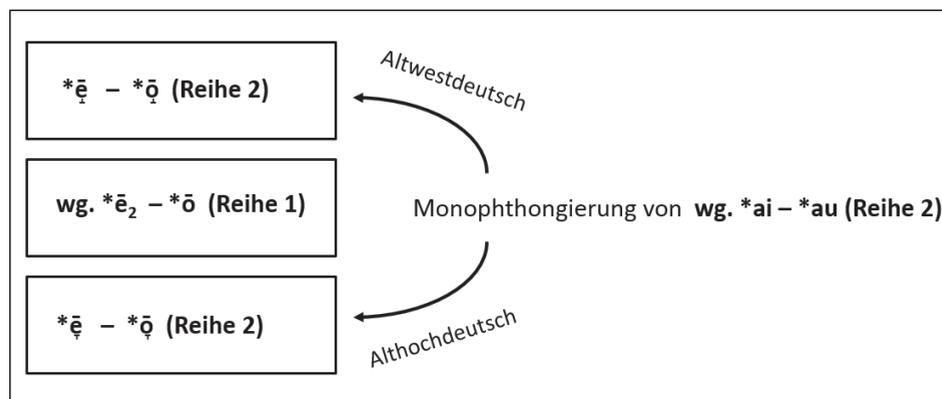


Abb. 5: Unterschiedliches Ergebnis der Spaltung und Monophthongierung von westgermanisch \*ai - \*au im Althochdeutschen und Altwestdeutschen<sup>33</sup>.

<sup>31</sup> Jürgen Erich SCHMIDT, Dennis BEITEL, Digitaler hessischer Sprachatlas (DHSA). Unter Mitarbeit von Vanessa LANG u.a., Marburg 2020, <https://regionalsprache.de/DHSA/> (abgerufen am 06.03.2023).

<sup>32</sup> MRhSA, Bd. I (wie Anm. 11), Karten. 52ff.

<sup>33</sup> SCHMIDT, Ein-Schritt-Wandel (wie Anm. 9), Schema 3.

Die Weiterentwicklung der so positionierten Lautreihen bis zum heutigen Dialekt erfolgte dann ebenfalls völlig unspektakulär als Hebung um maximal eine phonetische Stufe<sup>34</sup>.

### 3.3 Zwischenfazit zur Sonderstellung des Rheinischen

Auf der Basis des bisher Vorgetragenen ergibt sich folgendes Bild des Rheinischen: Seine Besonderheit besteht darin, dass es sprachhistorisch-typologisch nicht dem hochdeutschen Sprachraum und damit auch nicht dem mitteldeutschen Sprachraum zuzuordnen ist. Der Konsonantismus weist mit der zweiten Lautverschiebung zwar partielle Übereinstimmungen mit dem Hochdeutschen auf, dem Vokalismus liegt jedoch ein eigenständiges Ausgangssystem zugrunde. Das prosodische System, das sich im Luxemburgischen und Südniederländischen fortsetzt, ist innerhalb der westgermanischen Sprachfamilie singulär.

### 4. Die aktuelle Debatte um die ‚neuhochdeutsche‘ Monophthongierung

In der Diskussion meines Beitrags zum IGL-Jubiläum hat Thomas Klein einen Artikel angekündigt, der sowohl meine sprachhistorische Rekonstruktion der Reihenvertauschung im Rheinischen widerlege als auch die Kernaussage meines Beitrages von 2015, die ‚neuhochdeutsche‘ Monophthongierung sei eine Grammatiker-Erfindung, um die althochdeutsche Diphthongierung in den Gebieten zurückzunehmen, in denen sie nie stattgefunden habe<sup>35</sup>. Der Artikel ist 2021 unter dem Titel ‚Gab es eine mitteldeutsche Monophthongierung?‘ erschienen<sup>36</sup>. Im Zentrum des Aufsatzes steht die Interpretation von Tabellen, in denen die Graphien altwestdeutscher Quellen und rheinischer Quellen aus der mittelhochdeutschen Periode zusammengestellt sind. Im Folgenden möchte ich zeigen, dass die Tabellen die Rekonstruktion der Ein-Schritt-Theorie von 2015 stützen und – wichtiger – keine Informationen enthalten, die das Zentralelement der vehement verteidigten älteren Rekonstruktion bestätigen. Ich fasse die entscheidenden Argumente in drei Punkten zusammen.

---

<sup>34</sup> Die Ein-Schritt-Theorie besagt, dass der Langvokalismus der westgermanischen Sprachen und Dialekte sich seit Beginn der schriftlichen Überlieferung entweder gar nicht oder um maximal eine phonetische Stufe gewandelt hat. Mittel- und Tiefzungenvokale werden dabei gehoben, Hochzungenvokale diphthongiert.

<sup>35</sup> SCHMIDT, Ein-Schritt-Wandel (wie Anm. 9).

<sup>36</sup> KLEIN, Mitteldeutsche Monophthongierung (wie Anm. 4).

#### 4.1 Der breite Forschungskonsens und die noch strittigen Fragen

Generationen von Germanistinnen und Germanisten haben gelernt, neben dem Quantitätsausgleich (Dehnung in offener Tonsilbe) und der neuhochdeutschen Diphthongierung sei die ‚neuhochdeutsche‘ Monophthongierung der dritte bedeutende lauthistorische Prozess, der das Neuhochdeutsche vom Mittelhochdeutschen unterscheidet und den Lautstand unseres heutigen Deutschs herbeigeführt habe. Inzwischen ist es breiter Forschungskonsens, der auch die jüngsten einschlägigen Veröffentlichungen Wiesingers und Kleins einschließt, dass es eine ‚neuhochdeutsche‘ Monophthongierung in diesem Sinne nicht gegeben hat. Der Forschungskonsens umfasst viele Details: Im Oberdeutschen hat es im Übergang vom Westgermanischen zum Althochdeutschen eine Diphthongierung von westgermanisch \*ē<sub>2</sub> und \*ō gegeben und die dabei entstandenen Diphthonge haben sich bis heute in den oberdeutschen Dialekten erhalten, natürlich mit variierender Lautqualität. Sie sind also nie monophthongiert worden. Im mitteldeutschen Sprachraum<sup>37</sup> und im Altwestdeutschen waren die entsprechenden Laute spätestens am Ausgang der alt(hoch)deutschen Periode Monophthonge. Diesen Monophthongen hatte sich westgermanisch \*eo angeschlossen, war also ebenfalls Monophthong<sup>38</sup>. (Die entsprechende Langvokalreihe wird in der aktuellen Debatte als Reihe 1 bezeichnet.) Im mitteldeutschen und im rheinischen Sprachraum gab es zudem spätestens seit dem Spätmittelhochdeutschen bis zur Ausbreitung der neuhochdeutschen Diphthongierung im 14./15. Jahrhundert vier langvokalische Lautreihen, von denen die beiden obersten dicht beieinanderlagen (geringe Öffnungsgraddifferenz). Mit der konsensuellen zeitlichen ‚Vorverlagerung‘ (auf die alt(hoch)deutsche Periode) und räumlichen ‚Verkleinerung‘ der Monophthongierung (auf den mitteldeutschen Sprachraum) ist die eingangs zitierte sprachromantische Vorstellung Sondereggers, die althochdeutsche Diphthongierung habe wesentlich zu einem gemeinsamen „Sprachinstrumentarium“ beigetragen, das Voraussetzung für die „gewaltige mittelhochdeutsche Literatur“ gewesen sei<sup>39</sup>, obsolet. In der mittelhochdeutschen Periode gab es keine Diphthonge der Reihe 1 als Teil eines gemeinsamen (!) „Sprachinstrumentariums“. Aus einer für die Germanistik prägenden Annahme – Editoren haben die einfachen Vokalgraphen mitteldeutscher und rheinischer Texte mühsam in Digraphien überführt, Studierende haben dann die diphthongische Leseaussprache eingeübt – ist eine Debatte geworden, ob es in alt(hoch)deutscher Zeit bei Reihe 1 in Teilräumen ein Hin und Her (Diphthongierung und Remonophthongierung) gegeben hat oder nicht. Was die Sache für die alt(hoch)deutsche Periode so schwermacht, ist die Frage, welchen Lautwert man bestimmten Digraphien zuordnen soll: Die alten langen ī und ū (Reihe 3, in Wörtern wie *Eis*, *mein* oder *Haus*, *Sau*) waren noch vorhanden. Um die etwa im Rheinfränkischen etwas offe-

<sup>37</sup> Im Sinne von LAMELI, Strukturen (wie Anm. 7), vgl. oben S. ###.

<sup>38</sup> Unklar ist im Wesentlichen nur der Zeitpunkt, wann sich westgermanisch \*eo (und die Kontraktionen aus \*-*eha-*) der Reihe 1 angeschlossen haben, vgl. KLEIN, Mitteldeutsche Monophthongierung (wie Anm. 4), S. 279.

<sup>39</sup> Vgl. oben S. ###.

neren Monophthonge der Reihe 1 hiervon zu unterscheiden, bot es sich an, ein <e> über ein <i> oder ein <o> über ein <u> zu setzen und so den lautlichen Zwischenwert zu markieren. Auch auf der Zeile nebeneinanderstehende Digraphien für Monophthonge bei Reihe 1 sind bis heute im Deutschen der Normalfall: *Brief, lieb, tief, wie* ... (heute als Längezeichen interpretiert). Ein starkes Argument, den alt(hoch)deutschen Digraphien keinen diphthongischen Lautwert zuzuordnen, sind die sogenannten ‚fränkischen Schreibungen‘: Anders als im Oberdeutschen treten die bei einer diphthongischen Interpretation und kanonischen Rekonstruktion der Lautentwicklung erst nach vielen Zwischenstufen, also erst spät, erwartbaren Schreibungen in den fränkischen (mitteldeutschen und rheinischen) Quellen schon im 8. Jahrhundert auf<sup>40</sup>.

#### 4.2 Die sprachhistorischen Erklärungen der Reihenvertauschung und die schreibsprachlichen Quellen

Wenn also klar ist, dass Digraphien, wofür Klein seit Jahrzehnten argumentiert, im Spätalt- und Mittelwestdeutschen Langmonophthonge und monophthongische Zwischenwerte bezeichnen können, dann muss die Diskussion, ob Reihe 1 im Altwestdeutschen zunächst diphthongiert worden war und dann wieder monophthongiert wurde, mit anderen Argumenten geführt werden. Das Zentralargument Kleins lautet, die fraglichen Lautreihen hätten nach den frühen rheinischen Schriftquellen nicht die Positionierung gehabt, wie sie in der Ein-Schritt-Theorie rekonstruiert wurde. Es brauche daher doch eine ‚Reihendrehung‘, ein historisches Aneinandervorbeigleiten der Lautreihen, wie es Wiesinger 1970, dann in veränderter Weise Klein 1993 und Wiesinger 2008 angesetzt haben<sup>41</sup>. Hier lohnt es sich für alle an der Geschichte unserer Sprache Interessierten, ganz exakt zu sein: Die Debatte wird am Rheinischen geführt, weil dessen neuzeitlicher dialektaler Lautstand auf der Basis eines postulierten einheitlichen althochdeutschen Langvokalismus am schwersten herzuleiten ist. Aber auch in der Rekonstruktion, die in Klein 2021 verteidigt wird, handelt es sich bei Reihe 1 im Spätalt(hoch)deutschen in jedem Fall um Monophthonge. Das (kollisionsfreie) Aneinandervorbeigleiten der Reihen wird von Klein und Wiesinger rekonstruktionstechnisch durch eine Diphthongierung, dann Hebung und anschließende Remonophthongierung der Reihe 2 (*weh, Zeh – tot, Brot*) gelöst, das für eine Zeit angesetzt wird, als Reihe 1 nach sprachhistorischem Konsens entweder schon immer oder schon wieder monophthongisch war. Für die Frage, ob es bei Reihe 1 eine mitteldeutsche Monophthongierung (im Spätalt(hoch)deutschen)

<sup>40</sup> Vgl. SCHMIDT, Ein-Schritt-Wandel (wie Anm. 9), S. 276f.

<sup>41</sup> WIESINGER, Phonetisch-phonologische Untersuchungen (wie Anm. 18); Thomas KLEIN, Die ‚neuhochdeutsche‘ Diphthongierung im Westmitteldeutschen. Zum Konflikt zwischen arealinguistischer Rekonstruktion und historischem Schreibsprachwandel, in: Klaus J. MATTHEIER, Klaus-Peter WEGERA, Walter HOFFMANN u.a. (Hg.), Vielfalt des Deutschen. Festschrift für Werner Besch, Frankfurt am Main, Berlin, Bern u.a. 1993, S. 37–58; WIESINGER, Neuhochdeutsche Diphthongierung (wie Anm. 28).

gegeben habe, sind diese für Reihe 2 angesetzten Entwicklungen nicht von Belang.

Doch zurück zur Reihenvertauschung im Rheinischen, die ja auch unabhängig von der Frage, ob es eine Remonophthongierung der Reihe 1 gegeben hat, eine Herausforderung ersten Ranges für die sprachhistorische Erklärung darstellt. Was tragen die von Klein 2021 analysierten Schreibungen zur Klärung dieser Frage bei? Zum Kernstück der verteidigten Rekonstruktion, also zu den für Reihe 2 angesetzten Entwicklungen, schreibt er: „Wenn sichere graphische Reflexe der Diphthongierung von Reihe 2 zu ēā - õā - õā (> īā - ū - ūā) nicht erkennbar sind, so liegt das wohl daran [...]“<sup>42</sup>.

Für die von ihm angesetzten Entwicklungen, die eine Reihendrehung ohne Zusammenfall der Lautreihen ermöglicht haben sollen, findet Klein also keine sicheren graphischen Reflexe. Als Grund vermutet er jetzt, „[...] dass von den dafür in Frage kommenden Graphien <oe> vor allem für den Umlaut mhd. /õ/ verwendet wurde und das gelegentliche <ee> mehrdeutig ist“<sup>43</sup>. 1993 hatte Klein grundsätzlich formuliert: „Schreibungen für die sogenannte ‚Vokalerhöhung‘ [...] [begegnen], wenn überhaupt, dann erst sehr spät“<sup>44</sup>. Angesichts der Unsicherheiten in der älteren Literatur, wann die für Reihe 2 angesetzte Entwicklung stattgefunden haben könnte, hat Möller schon vor 20 Jahren sehr schön formuliert, die Schreibsprache hätte entweder eine ältere Entwicklung „komplett ‚ignoriert‘“ oder eine jüngere „nicht (bzw. bis zum Schreibsprachwechsel nicht mehr) verschriftet [...]“<sup>45</sup>. Ich selbst habe das lange bekannte Faktum wie folgt beschrieben: „Der entscheidende ‚Abschluss‘ der Lautentwicklung (die ‚Hebung‘) hat keinen systematischen Eingang in die regionale Schreibsprache gefunden“<sup>46</sup>.

Damit ist klar, warum Schmidt 2015 „die Frage“, die nach Klein „von entscheidender Bedeutung ist“, „gar nicht stellt: Wie verhalten sich die ‚altwestdeutschen‘ Graphien hinsichtlich der relativen Positionierung der Reihen 1 und 2?“<sup>47</sup>. Wenn seit langem bekannt ist, dass die regionalen Graphien bei einer der beiden Lautreihen die für die sprachhistorische Herleitung relevante Position hinsichtlich des Kiefernwinkelöffnungsgrades und der Zungenhöhe nicht wiedergeben, dann belegen und illustrieren noch so viele Tabellen und Anhänge nur die bekannten Fakten. Argumentativ wichtiger ist es, dass die rheinischen Schreibun-

<sup>42</sup> KLEIN, Mitteldeutsche Monophthongierung (wie Anm. 4), S. 293, vgl. auch S. 278.

<sup>43</sup> KLEIN, Mitteldeutsche Monophthongierung (wie Anm. 4), S. 293.

<sup>44</sup> KLEIN, Diphthongierung im Westmitteldeutschen (wie Anm. 41), S. 43.

<sup>45</sup> Robert MÖLLER, Rheinische Sprachgeschichte von 1300 bis 1500, in: MACHA, NEUSS, PETERS u.a. (Hg.), Rheinisch-Westfälische Sprachgeschichte (wie Anm. 26), S. 51–75, hier S. 58.

<sup>46</sup> SCHMIDT, Ein-Schritt-Wandel (wie Anm. 9), S. 244. Ausnahme ist die „positionsbedingte Sonderentwicklung“ vor /r/, die tatsächlich zu einem partiellen Phonemzusammenfall geführt hat; KLEIN, Diphthongierung im Westmitteldeutschen (wie Anm. 41), S. 43; vgl. SCHMIDT, Ein-Schritt-Wandel (wie Anm. 9), S. 244f.

<sup>47</sup> KLEIN, Mitteldeutsche Monophthongierung (wie Anm. 4), S. 283f.

gen für Reihe 2 vom Spätaltwestdeutschen bis einschließlich dem 14. Jahrhundert, die rätselhaft erscheinen, wenn man annimmt, in dieser Zeit hätten spektakuläre Lautentwicklungen (Diphthongierung, Hebung, Remonophthongierung) stattgefunden und in der Schreibung keine Spuren hinterlassen, perfekt zur Ein-Schritt-Theorie passen: Hiernach hatten sich die altwestdeutschen *e* und *o* in Wörtern wie *weh* und *tot* (Reihe 2) in diesem Zeitraum ein wenig gehoben, dabei aber den einen Schritt zum /i:/ und /u:/ noch nicht ganz vollzogen, da die alten *i* und *u* in Wörtern wie *Zeit* und *Haus* (Reihe 3) noch vorhanden waren. Die neuhochdeutsche Diphthongierung hatte im Rheinischen ja noch nicht stattgefunden. Solche geschlossenen Laute, die aber phonologisch im Kontrast zu einem /i:/- und /u:/-Phonem stehen, werden nachweisbar von Laien auch heute noch als /e:/ und /o:/ gehört<sup>48</sup>. Wenn solche Laute von mittelalterlichen Schreibern <e> und <o>-basiert geschrieben wurden, ist das kein Rätsel, das erklärt werden muss, sondern entspricht dem Erwartbaren.

Während also die Schreibsprache für Reihe 2 keine Änderungen erkennen lässt, und zwar in einer Periode, für die Klein mehrere durchgreifende lautsprachliche Entwicklungen postuliert, zeugen die für Reihe 1 zusammengestellten Belege von einer schreibsprachlichen Veränderung. Klein schrieb 2000 über die Quellenlage: „Das Altmittelfränkische des 8. bis 12. Jahrhunderts ist insgesamt weit kärglicher und problematischer überliefert als das Altwestfälische. Die wenigen schmalen Texte [...] sind allesamt nur in frühneuzeitlichen Abschriften erhalten“<sup>49</sup>. In Schmidt 2015 wurden daher die von Bergmann ausgewerteten Glossen („Die Glossen des 11. Jahrhunderts stimmen [...] auffälligerweise mit der heutigen Mundart überein“<sup>50</sup>.) bzw. die von Schützeichel ausgewerteten Urkundenbelege herausgestellt und es wurde von einem Graphienpool mit Graphievarianten gesprochen, „die erwartbar wären, wenn der Lautstand sich nicht geändert hätte [...]“<sup>51</sup>. Weiter wurde herausgestellt, dass „mit dem massiven Einsetzen der deutschsprachigen Schriftlichkeit im ausgehenden 13. Jahrhundert [...] die Graphien, die dem heutigen Lautstand entsprechen, bereits vorhanden [waren] und [...] schnell zu den dominierenden Graphievarianten“ wurden<sup>52</sup>. In Klein 2021 sind die Graphien der von mir als „spärlich“, von ihm als „kärglich“ bezeichneten altwestdeutschen Quellen, außerdem die literarischen und religiösen Quellen aus dem 13. Jahrhundert und schließlich Kölner Rechtstexte aus der

<sup>48</sup> Das kurze /o/-Phonem des vierstufigen Ostmoselfränkischen fällt in den Streubereich des standardsprachlichen /u/-Phonems und wird von Sprechern und Sprecherinnen mit dreistufigem Kurzvokalsystem als /u/ gehört; vgl. Jürgen Erich SCHMIDT, Neurodialektologie, in: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 83 (2016), S. 56–91.

<sup>49</sup> KLEIN, Rheinische und westfälische Sprachgeschichte (wie Anm. 26), S. 14.

<sup>50</sup> Rolf BERGMANN, Mittelfränkische Glossen. Studien zu ihrer Ermittlung und sprachgeographischen Einordnung (Rheinisches Archiv 61), Bonn 1966, S. 261.

<sup>51</sup> SCHMIDT, Ein-Schritt-Wandel (wie Anm. 9), S. 261f.

<sup>52</sup> SCHMIDT, Ein-Schritt-Wandel (wie Anm. 9), S. 244.

Zeit zwischen 1262 und 1321 in Tabellen zusammengestellt<sup>53</sup>. Hier soll keine Auseinandersetzung um Nebensächlichkeiten geführt werden: Ob etwa Schmidt 2015 von einem „massiven Einsetzen der deutschsprachigen Schriftlichkeit“ sprechen darf, wenn vor dem letzten Drittel des 13. Jahrhunderts acht literarisch-religiöse Quellen und Rechtstexte schon seit 1262 vorliegen, oder ob die Graphien bei Klein 2021 leicht verzerrt zusammengestellt sind (in den Quellen des 13. Jahrhunderts werden die Graphien für die Position Auslaut nicht berücksichtigt, in den Rechtstexten nicht das velare Reihenglied). In dieser Klarheit und Schärfe aufschlussreich ist jedenfalls, dass hier eine Änderung der im Entstehen begriffenen regionalen Schreibsprache sichtbar wird: Vorher finden sich die verschiedenen Schreibvarianten, wobei die oben behandelten ‚fränkischen‘ Varianten überwiegen, und dann, ziemlich genau 1280–1290, setzen Schreibungen ein, die dem heutigen dialektalen Lautstand entsprechen, also <e> und <o>-basierte Schreibungen. Die Frage ist, wie diese Veränderung sprachhistorisch zu interpretieren ist. Reflektiert die Schrift hier einen vorangegangenen Lautwandel? Klein interpretiert diese Veränderung als Reflex einer vorangegangenen ‚Senkung‘. Laute, die nach ihm vorher zwischen /i:/ und /e:/ bzw. /u:/ und /o:/ ausgesprochen wurden – wie mehrfach erwähnt, waren die alten /i:/ und /u:/ der Reihe 3 ja noch vorhanden –, werden jetzt als /e:/ und /o:/ ausgesprochen. Bei dieser Interpretation gibt es drei Probleme: 1. Warum sollte ein Lautwandel um eine halbe phonetische Stufe überhaupt eine Veränderung der Schreibsprache verursachen? 2. Warum so abrupt? Was könnte einen solchen Wandel ausgelöst haben? 3. Warum führt die ‚Senkung‘ nicht zum Zusammenfall mit Reihe 2? Mögliche Antworten auf diese Fragen im Rahmen der Remonophthongierungsthese müssen immer auf Reihe 2 verweisen: Die dortigen dramatischen lautlichen Veränderungen, die sich nicht in der Schreibsprache niedergeschlagen haben und für die auch keine sprachhistorischen Ursachen erkennbar sind, müssten den Wandel bei Reihe 1 ausgelöst haben und den Reihenzusammenfall verhindert haben usw.

Die Interpretation auf der Basis der Ein-Schritt-Theorie ist eine ganz andere. Die veränderten Schreibungen sind nicht auf einen spezifischen Lautwandel zurückzuführen, sondern auf das Entstehen einer zur vorhandenen regionalen Lautung passenden Schreibsprache. Von den älteren Schreibungen passten die ‚fränkischen‘ Schreibungen, die einem lautlichen Zwischenwert zwischen /e:/ und /i:/ bzw. /o:/ und /u:/ entsprochen hätten, am wenigsten. Diese Laute gab es im damaligen Rheinischen, aber eben bei der anderen Lautreihe, der Reihe 2. Ein Festhalten an den ‚fränkischen‘ Schreibungen, das im damaligen Ostmitteldeutschen oder Rheinfränkischen perfekt dem dortigen (monophthongischen) Lautstand entsprach, hätte im Rheinischen zu einer dauerhaft fehlleitenden Laut/Graphem-Zuordnung geführt. In der sich konsolidierenden rheinischen Schreibsprache wurde diese grobe Unstimmigkeit schnell beseitigt.

<sup>53</sup> KLEIN, Mitteldeutsche Monophthongierung (wie Anm. 4), Abb. 1, 5 und 6.

### 4.3 Die Rekonstruktionsmethoden

Der vielleicht wissenschaftlich nachhaltigste Aspekt an der aktuellen Debatte um die ‚neuhochdeutsche‘ Monophthongierung ist die Auseinandersetzung um eine realistische Rekonstruktionsmethode. Die in Schmidt 2015 exemplifizierte Rekonstruktionsmethode geht davon aus, dass die heute in nichtnormierter Mündlichkeit empirisch beobachtbaren Sprachwandelprozesse (Kurzzeitdiachronie) in gleicher Weise auch in vergangenen Zeiten stattgefunden haben können, und ‚verstößt‘ damit gegen drei implizite Prinzipien bisheriger Rekonstruktionsmethoden. Der Deutlichkeit halber nenne ich sie 1. das Prinzip des homogenen Ausgangspunkts, 2. das Prinzip des feststehenden Ergebnisses eines Lautwandelprozesses und 3. das Prinzip des Königswegs vom angenommenen Ergebnis zum tatsächlich Beobachtbaren.

Prinzip 1 (homogener Ausgangspunkt):

Sprache variiert immer und hat immer variiert. Es gibt keine zwei Menschen, die über eine identische Sprachkompetenz verfügen. „Für den gesamten Zeitraum, für den wir gesicherte Daten haben (Überlieferung), [tritt uns] Sprache als heterogen entgegen [...]. Homogenität von Sprache ist dagegen stets methodisch hergestellt“<sup>54</sup>. Hergestellt wird sie durch Rekonstruktion, Normalisierung oder Normierung. Interessant ist, dass regionale Sprachvariation selbst durch ein Training auf die Standardnorm hin nicht völlig unterdrückt werden kann. Auch bei geschulten Fernsehnachrichten-Sprecherinnen und -Sprechern lässt sich in durchschnittlich jedem 35. bis 40. Wort ein regionales Lautmerkmal nachweisen<sup>55</sup>. Eine Rekonstruktionsmethode, die für weit entfernte Zeiten und ganze Sprachfamilien nur einen einzigen Ausgangslaut (bzw. zwei Ausgangslaute für eine historische Phonemreihe) erzwingt, kann kein Ergebnis liefern, das mit einer historischen Realität mehr als 1.000 Jahre vor einer Normierung und der Erfindung technisch verbreiteter Mündlichkeit (Rundfunkzeitalter) übereinstimmt.

In Schmidt 2015 wird dementsprechend herausgestellt, dass in historischen Sprachstufen variierende ‚Ausgangslautungen‘ anzusetzen sind, auch wenn „das Arbeiten mit einer einzigen Ausgangslautung (einer Variante) [...] in der Darstellung (fast) unvermeidlich [...]“ sei<sup>56</sup>. Weiter heißt es dort: „Man darf dieser Art von Homogenität keine sprachhistorische Realität zubilligen“. Ich erlaube mir, das Problem, das hinter diesem „(fast) unvermeidlich“ steckt, zu erläutern: Man könnte überlegen, in der Darstellung Klassen von Varianten anzusetzen, also z.B. statt westgermanisch \*ai westgermanisch \*/ei/, ..., ai/ zu schreiben. Das hat den Nachteil, dass wir die Klassengrenzen nicht kennen kön-

<sup>54</sup> SCHMIDT, HERRGEN, Sprachdynamik (wie Anm. 24), S. 19.

<sup>55</sup> Vgl. LAMEL, Strukturen (wie Anm. 7), S. 86ff. zu den Dialektalitätswerten in Fernsehnachrichten.

<sup>56</sup> SCHMIDT, Ein-Schritt-Wandel (wie Anm. 9), S. 252.

nen und dass die Darstellung der oft verwirrenden lauthistorischen Zusammenhänge noch komplizierter und schwerer verständlich würde. Ich schlage daher vor, das sprachhistorische Sternchen (den Asterisk) beizubehalten, aber in seiner Bedeutung zu erweitern und es mit der Bedeutung ‚erschlossene, nicht belegte Form, deren variierender phonetischer Wert nicht genau bekannt ist‘ zu versehen. Was man allerdings nicht machen sollte, ist, aus einer methodischen und darstellerischen Krücke eine dogmatische Homogenität abzuleiten. Klein macht genau dies, wenn er die Ein-Schritt-Theorie wie folgt kritisiert: „SCHMIDT'S eigene Theorie benötigt jedoch genau betrachtet nicht weniger Schritte. Wie erwähnt ist bereits im Vorfeld der ahd. Monophthongierung eine Hebung von \*ai – \*au zu /ei/ – /ou/ anzunehmen [...]“<sup>57</sup>. Dem ist entgegenzuhalten, dass alle Dialekte in der Positionsbedingung, in der die althochdeutsche Monophthongierung nicht stattfand (Reihe 4: *Stein ...*, *kaufen ...*), und die in dieser Lautumgebung bis heute auch die spätere Dialektmonophthongierung nicht durchgeführt haben, variierende Diphthonge aufweisen<sup>58</sup>.

Eine andere Frage ist, wie man mit rekonstruierten Lautsystemen als Bezugssystemen umgeht. Bezugssysteme haben schließlich ihren guten Sinn, indem sie die Zuordnungen zu Laut- und Lexemklassen erkennbar machen. Was man hier allerdings vermeiden sollte, ist, Bezugssysteme mit Lautwerten zu verwenden (oder gar einzuführen), die die eigene Einsicht konterkarieren. So führt Klein, um Lautwertinterpretationen von Schreibungen zu belegen, für Reihe 1<sup>59</sup> in einem eigenen Kapitel „das Zeugnis der Reime“ an. Ziel seines Aufsatzes ist nachzuweisen, dass die von ihm angenommene ‚mitteldeutsche Monophthongierung‘ im 10./11. Jahrhundert einsetzt und im 13. Jahrhundert längst vollzogen war. In dem Reimkapitel werden nun aber aus den „geistlichen rheinischen Dichtungen des 13. Jahrhunderts“ die monographischen Schreibungen der Quellen, die Klein als Monophthonge interpretiert, nicht nur auf die Digraphien des normalisierten Mittelhochdeutschen bezogen, sondern es wird auch eine digraphische mittelfränkische Bezugsform eingeführt: So schreibt z.B. eine Quelle *geſîn*, normalisiertes Mittelhochdeutsch ist *geschiehen*, was mit einer „mfrk.“ Form *geschien* erläutert wird<sup>60</sup>.

Die Prinzipien 2 und 3 (‚feststehendes Ergebnis‘ und ‚Königsweg zum tatsächlich Beobachtbaren‘):

Wiesinger hatte 1970 gemeint, die alte Debatte um die Frage, ob das Altwestdeutsche und das Altmitteldeutsche an der althochdeutschen Diphthongierung

<sup>57</sup> KLEIN, Mitteldeutsche Monophthongierung (wie Anm. 4), S. 277f.

<sup>58</sup> Zum Ost- und Nordhessischen vgl. Jürgen Erich SCHMIDT, Dennis BEITEL, Marina FRANK u.a., Der digitale hessische Sprachatlas, erscheint in: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik [Preprint]; zum Lothringischen vgl. Marthe PHILIPP, Arlette BOTHOREL, Guy LEVIEUGE, Atlas linguistique et ethnographique de la Lorraine germanophone (ALLG). Bd. 1, Paris 1977, Karten 215 und 282.

<sup>59</sup> Es gibt einen einzigen Beleg für Reihe 2.

<sup>60</sup> KLEIN, Mitteldeutsche Monophthongierung (wie Anm. 4), S. 296f.

teilhatten, was dann als Rücknahme eine ‚neuhochdeutsche‘ oder ‚mitteldeutsche‘ Monophthongierung erforderlich gemacht hätte, mit Hilfe der Prinzipien 2 und 3 lösen zu können. Implizit wird Prinzip 2 (‚feststehendes Ergebnis eines Lautwandelprozesses‘) angewendet, wenn er zu Reihe 2 formuliert: „[D]a ja die aus germ. ai – au entstandenen Monophthonge ursprünglich offener gewesen sein müssen [...]“, und mit Prinzip 3 fortgefahren: „aber heute geschlossener sind [...], müßten [...] sie zusammengefallen sein“. „Das Aneinandervorbeigleiten beider Reihen ist nur möglich, wenn die germ. Reihe  $\bar{e}_2$  –  $\bar{o}$  diphthongisch war“<sup>61</sup>.

Das Argument lautet exakt: Da der Weg zum Beobachtbaren nicht zu einem Phonemzusammenfall geführt hat, muss es sich bei Reihe 1 um Diphthonge gehandelt haben (Prinzip 3: ‚Königsweg vom angenommenen Ergebnis zum Beobachtbaren‘). Abgeleitet aus diesen Prinzipien hätten das Altmitteldeutsche und das Altwestdeutsche also an der althochdeutschen Diphthongierung teilgenommen. Abgesehen davon, dass es in Teilräumen des Mitteldeutschen tatsächlich zu einem solchen Zusammenfall gekommen ist<sup>62</sup>, habe ich oben mit den Daten zur Dialektmonophthongierung im Hessischen und Moselfränkischen gezeigt, dass es bei einer Monophthongierung kein feststehendes Ergebnis gibt, sondern vielmehr erhebliche Differenzen zwischen Nachbarräumen empirisch belegbar sind.

In seiner Verteidigung der Diphthongierungs- und Remonophthongierungsthese für Reihe 1 wiederholt Klein diese Argumentationsfigur – diesmal für den i-Umlaut von ahd. / $\bar{a}$ /: „Der Umlaut von ahd. / $\bar{a}$ / ergab ein überoffenes mhd. / $\bar{ä}$ :/ [æ:]“ (= ‚Prinzip des feststehenden Ergebnisses eines Lautwandels‘). Da der Umlaut im frühen Rheinischen mit dem geschlossenen / $\bar{e}$ / aus Reihe 2 zusammenfällt (= beobachtbares Ergebnis), „wären im Rahmen von SCHMIDTS Rekonstruktion [...] vielmehr Zusatzschritte nötig, durch die / $\bar{ä}$ :/ ohne Kollision an offenem / $\bar{e}$ / [der Reihe 1; J.E.S.] vorbei gelangte“<sup>63</sup>. Ich verzichte hier darauf, den Königsweg oder einen anderen Weg einer solchen Vorbeientwicklung zu skizzieren und verweise lediglich auf Stiel 2019, der zeigt, wie frei sich die verschiedenen langvokalischen Umlaute von historischem /a:/ im Verhältnis zu den übrigen langvokalischen e-Lauten in der Sprachhistorie der deutschen Dialekte verhalten haben<sup>64</sup>. Ich verweise weiterhin darauf, dass eine Platzierung des Umlauts, wie ihn meine Rekonstruktion ergibt, beim historischen kurzen /a/ die Standardannahme der historischen Sprachwissenschaft ist: Für den Primärumlaut wird eine geschlosseneren Qualität als für germanisch / $\bar{e}$ / angesetzt, für den

<sup>61</sup> WIESINGER, *Phonetisch-phonologische Untersuchungen* (wie Anm. 18), S. 42.

<sup>62</sup> Vgl. JACOPO BONOSI, *Der thüringische Langvokalismus im Rahmen der Ein-Schritt-Wandel-Rekonstruktion*, Masterarbeit Marburg 2016, S. 70–77.

<sup>63</sup> KLEIN, *Mitteldeutsche Monophthongierung* (wie Anm. 4), S. 280.

<sup>64</sup> Vgl. RICO STIEL, *Phonemwandel im gesprochenen Standard. Dynamik des / $\epsilon$ :-Phonems im Deutschen*, Diss. Marburg 2020, <https://archiv.ub.uni-marburg.de/diss/z2020/0493/pdf/drs.pdf> (abgerufen am 06.03.2023).

Sekundärumlaut eine offenere<sup>65</sup>. Anders als Klein muss ich keine Gründe erörtern, die ein möglicherweise unterschiedliches Verhalten von Kurz- und Langvokalumlaut erklären könnten<sup>66</sup>.

Unabhängig von der aktuellen Monophthongierungsdebatte möchte ich die Erörterung der Rekonstruktionsmethoden mit einer letzten grundsätzlichen Erwägung beschließen: Eine realistische Rekonstruktion wird nicht nur variierende Ausgangspunkte für Lautentwicklungen ansetzen und in der Kurzzeitdiachronie belegbare Ergebnisse von Lautwandelprozessen auch für lang zurückliegende Zeiten akzeptieren. So unrealistisch es ist, für ganze Sprachen und große Sprachräume eine einzige homogene Ausgangslautung anzusetzen, so unrealistisch ist es, für ganze Sprachen und große Sprachräume einen einzigen homogenen Sprachwandelprozess anzusetzen. Wir wissen, dass Sprachwandelprozesse in der Regel kleinräumig einsetzen bzw. polygenetisch in mehreren Kleinräumen einsetzen und sich dann verbreiten. Das ist auch für die ,althochdeutsche' bzw. die ,altwestdeutsche' Positionierung der Langvokalreihen anzunehmen. Ursprünglich kleinräumige Ergebnisse der ,spätwestgermanischen' Monophthongierung von \*ai und \*au führten zu großräumigen Ausgleichprozessen und Verschiebungen, die wir zum Teil bis in die Moderne hinein beobachten können<sup>67</sup>.

#### 4.4 Zusammenfassung zum Stand der Debatte

Es ist Forschungskonsens, dass die ,neuhochdeutsche' oder ,mitteldeutsche' Monophthongierung von einer epochenbestimmenden Lautentwicklung, die den neuhochdeutschen Lautstand vom mittelhochdeutschen unterscheiden sollte, zu der Frage herabgesunken ist, ob es in althochdeutscher Zeit in den mittel- und westdeutschen Teilräumen bei einem Teil der Vokalreihe 1 (*Brief ... gut ...*) ein Hin und Her (althochdeutsche Diphthongierung im 8. Jahrhundert, mittel- und westdeutsche Remonophthongierung ab dem 10./11. Jahrhundert) gegeben hat oder ob westgermanisch \*ē<sub>2</sub> und \*ō in diesen Teilräumen immer Monophthonge geblieben sind.

In Klein 2021 wird die Remonophthongierungsthese im Kern mit Interpretationen zu Tabellen verteidigt, in denen die Vokalgraphien altwestdeutscher und mittelwestdeutscher Quellen ausgezählt werden. Die Tabellen entsprechen dem bekannten Forschungsstand. Bei den Interpretationen durch Thomas Klein ergeben sich zwei Probleme: a) Digraphien werden in der alt(hoch)deutschen Periode als Diphthonge interpretiert, in der mittelhochdeutschen jedoch als Monoph-

<sup>65</sup> Hermann PAUL, *Mittelhochdeutsche Grammatik* (Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte A 2), neu bearb. von Thomas KLEIN, Hans-Joachim SOLMS, Klaus-Peter WEGERA u.a., Tübingen <sup>25</sup>2007, S. 72.

<sup>66</sup> Vgl. KLEIN, *Mitteldeutsche Monophthongierung* (wie Anm. 4), S. 281.

<sup>67</sup> Vgl. SCHMIDT, *Ein-Schritt-Wandel* (wie Anm. 9), S. 270ff.

thonge, wobei es sich z.T. um exakt dieselben Graphien handelt. b) Es ist seit langem bekannt, dass die im 13. Jahrhundert entstandene und im 16. Jahrhundert aufgegebene rheinische Schreibsprache (= historisches Westdeutsch) die Position von Reihe 2 (*weh ... , tot ...*) hinsichtlich Zungenhöhe bzw. Öffnungsgrad nie auch nur einigermaßen konsequent wiedergegeben hat. Dennoch meint Klein mit diesen Graphien die in Schmidt 2015 rekonstruierte relative Position der Lautreihen 1 und 2 widerlegen zu können. Wichtiger ist jedoch, dass Klein konstatieren muss, dass die Reihe-2-Graphien der fraglichen Zeit die spektakulären Entwicklungen, mit denen er selbst die relative Position der Lautreihen sprachhistorisch herleiten möchte, nicht erkennen lassen. In meinem Beitrag versuche ich demgegenüber zu zeigen, dass die bisher rätselhaften Graphien der Reihe 2 auf der Grundlage der Ein-Schritt-Theorie plausibel erklärt werden können. Ein letzter wichtiger Punkt ist die Auseinandersetzung mit den (impliziten) Rekonstruktionsprinzipien, die von den Verfechtern der Remonophthongierungsthese postuliert werden: Sowohl das Prinzip der homogenen Ausgangslautung für ganze historische Sprachen und große Sprachräume als auch das Prinzip des feststehenden Ergebnisses eines spezifischen Lautwandelprozesses sind empirisch nicht haltbar.